

Predigt über Lukas 12, 35-38

**22.11.2005 - Kirche im Henriettenstift Hannover;
Eröffnung der Landessynode
Oda-Gebbine Holze-Stäblein**

Lasst eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten, wenn er aufbrechen wird von der Hochzeit, damit, wenn er kommt und anklopft,

sie ihm sogleich auf tun.

Selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet.

Wahrlich, ich sage euch: Er wird sich schürzen und wird sie zu Tisch bitten und kommen und ihnen dienen.

Und wenn er kommt in der zweiten oder in der dritten Nachtwache und findet's so: selig sind sie.

Liebe Synodengemeinde!

Zweimal im Jahr feiern wir in dieser Kirche während der Synode Gottesdienste und Andachten. Zweimal im Jahr kommen wir nicht umhin, das gewaltige Bild auf der Altarwand zu betrachten. Gewiss - es ist nur ein Bild; eins der vielen Bilder, mit deren Hilfe wir Menschen versuchen, uns eine Vorstellung von dem zu machen, was sein könnte am Ende der Zeiten; wenn die Distanz zwischen Himmel und Erde, zwischen Sollen und Sein aufgehoben sein wird. Wenn wir neu Geschaffen, Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und Christus nicht mehr nur nah, sondern da ist.

Ich möchte niemanden kränken, der dieses Bild schön findet, aber ich hoffe, dass das, was auf uns zukommt, nicht so aussieht wie dieses Bild. Es macht mich frösteln: kühle Farben, starre Figuren; eher Ordnung als Leben. „Ach, lieber Herr Jesus, lass das Himmelreich bitte anders sein als so,“ möchte man bitten. - Und beim Bedenken des Predigttextes, den ich ausgewählt habe, ist mir noch etwas aufgefallen: in diesem Bild gibt es fast keine Schatten, nur an den Rändern und unten. Es ist alles so gnadenlos ausgeleuchtet, als sollte ein Film gedreht werden.

Das Gleichnis, das Jesus erzählt, hat eine andere Atmosphäre und andere Farben. Ganz andere Bilder stellen sich bei mir ein: ein traditionsreiches bäuerliches Anwesen mit Knechten und Mägden, wie ich es in meiner Kindheit kennen gelernt habe. Der Hausherr feiert in der Nähe eine Hochzeit. „Es wird spät werden“, hat er vor der Abfahrt gesagt. -

Und nun ist es Nacht. Die Diele des Hauses ist nur durch die Fackeln beleuchtet, die an den Wänden in ihren Halterungen stecken. Rembrandt könnte das so gemalt haben. Aus braunen Schatten tauchen hell die Gesichter der Knechte und Mägde auf. Auf ihren Gesichtern zeigt sich Ratlosigkeit. „Er hat gesagt: Es wird spät werden. Aber hat er auch gesagt: ‚Wartet auf mich‘? - Oder hat er gesagt: ‚Wartet **nicht** auf mich‘?“ Die einen haben das eine, die andern das zweite gehört. Sie sind sich nicht einig. „Wisst ihr was? Wir machen jetzt das Licht aus und gehen schlafen,“ sagen die einen. „Der Chef hat doch einen Schlüssel und weiß, wie er ins Haus kommen kann. Der wird doch nicht erwarten, dass wir aufbleiben.“ „Das geht nicht“, sagen die anderen. „Vielleicht will er, wenn er kommt, noch einen Schluck trinken. Oder ein Bad nehmen. Oder er will erzählen, wie es bei der Hochzeit war. Wir können ihn doch nicht allein im dunklen Haus herumtappen lassen!“ Nach einigem Hin und Her lassen sie ihre Arbeitskleider an, lassen die Lenden umgürtet und das Haus erleuchtet, damit er schon von weitem sieht: sie erwarten ihn.

Jesus schließt in seiner Erzählung nicht aus, dass der Hausherr sogar erst zur dritten Nachtwache kommt. Könnte ja sein. Nehmen wir mal an, es dauert noch viel länger. Vielleicht haben sie wirklich nicht richtig hingehört und nicht mitbekommen, dass er für ein paar Tage oder gar Wochen abwesend sein wird. Was nun?

In den ersten Stunden der Nacht ist die Stimmung aufgeräumt. Das hat ja auch was, in der Nacht aufbleiben. Man führt im Dunkel der Nacht Gespräche, die man bei Tage nie führen würde. Geheimnisse werden nicht gnadenlos ausgeleuchtet; man vertraut sie einander an. Freundschaften werden geschlossen; eine fröhliche Gespanntheit liegt über der Gruppe dieser Wartenden.

Aber die **Länge** trägt die **Last**. Die Nacht wird lang. Aus der Hochstimmung wird bleierne Müdigkeit. Allmählich dämmert ihnen, dass der Herr wohl viel länger ausbleiben wird. Und nun zeigt sich, wie unterschiedlich sie sind, diese Knechte und Mägde.

Da sind welche, die sind voll Ungeduld. Von Zeit zu Zeit nehmen sie eine Fackel von der Wand und gehen vor das Tor. Laufen ein Stück in die Dunkelheit, spähen und lauschen angestrengt in die Nacht, ob sie nicht ein Pünktchen Licht entdecken, nicht das Geräusch eines nahenden Wagens hören. „Er hat doch gesagt, er kommt. Bald. Das hat er doch gemeint.“ In ihre Ungeduld mischt sich Angst. -

Andere fangen an zu organisieren. „Wenn er jetzt **doch** nicht so bald kommt, dann müssen **wir** den Hof weiterführen. Wir brauchen einen Verwalter, einen Kassensführer, einen Schriftführer und Arbeitspläne für alle, damit jeder weiß, was er zu tun hat.“ Sind sie vielleicht sogar ein kleines bisschen froh, dass sie jetzt mal allein wirtschaften können? Die Mägde inspizieren die Vorräte und machen einen Speiseplan für das nächste Jahr. Und dekorieren wenigstens in Gedanken schon mal das Haus neu. -

Wieder andere sagen: „Der kommt überhaupt nicht wieder. Wer zahlt uns dann noch Lohn? Also, wir machen uns vom Acker. Das ist hier viel zu unsicher.“ Und sie packen ihre Sachen, um den Hof zu verlassen. -

Einige schlafen ein. Unüberwindbar ist ihre Müdigkeit, nachdem sie, sich von der Hoffnung, er könnte schnell kommen, verabschiedet haben. Eine schläfrige Gleichgültigkeit hat sie übermannt. Sie hören keinen Schuss mehr.

Wieder andere werden weinerlich, andere aggressiv. „Der kann uns doch nicht einfach hängen lassen! Was ist das denn für einer! Der hat doch schließlich auch Verantwortung für uns! Wie kann der zulassen, dass wir hier ganz allein sind!“

Einige machen sich über den Weinkeller her. „Jetzt wird erst mal ordentlich getafelt. Der Chef ist ja keiner von den Armen! Der hat's ja. Wird er gar nicht merken, wenn ein paar Flaschen fehlen.“

- Einige fangen an, in einer Ecke der Diele eine Art Hausaltar einzurichten. Erleuchtete Edelsteine. Duftlampen. Beschwörende Formeln, die sie vor sich hin murmeln. Das beruhigt die Nerven und gibt ihnen das Gefühl, die Lücke, die der Herr gelassen hat, mit etwas Sinnvollem zu füllen. -

Jeder aus der Belegschaft hat eine andere Weise, sich mit dem Ausbleiben des Herrn auseinander zu setzen. Vieles kommt uns bekannt vor, stellt uns vor die Frage: Wer bin ich selbst, wer sind wir im Licht dieser Geschichte? „Im Licht“ - wenn man das so sagen kann - im Licht einer Nacht, die auf unbestimmte Zeit fort dauert und erst mit seinem Wiederkommen enden wird? Wer sind wir als Kirche, gerade jetzt?

Wir haben die ganze Bandbreite dieser und anderer Möglichkeiten in unserer Kirche. Da gibt es die, die darauf beharren, dass der Herr bald kommt, weil er „bald“ gesagt hat. Sie sind mutig und ängstlich zugleich. Wagen sich weit vor in die Dunkelheit, ihm entgegen, möchten ihn her-

beibeten. „Maranatha, komm doch, Herr Jesu!“ Das ist gut urchristlich, und eine Kirche, der die Sehnsucht und das inständige Bitten verloren gehen, die ist geistlich ein erloschener Vulkan. Aber da kann auch eine Portion Angst dabei sein; Angst, diesem weltlichen Mischmasch, diesem Graubunten, statt der klaren Schwarz-Weiß-Raster, diesem ‚Schön und Schrecklich zugleich‘, nicht standzuhalten.

Und dann sind da die Ordentlichen und die Organisatoren. Die kennen wir in unserer Kirche besser, als uns lieb ist. Den Schmerz über den ausbleibenden Herrn durch äußere Ordnung übertönen. Die Leere mit Geschäftsordnungen, neuen Konzeptionen, Bauplänen und Strukturdebatten und Perspektiven füllen. Na ja, die Baupläne kann man streichen. - Wie viel davon steckt in mir selber? Wie viele Pastoren verschanzen sich hinter dem Computer, um nicht zu Leuten gehen zu müssen!

Dann die, die ihre Sachen packen und gehen, weil sie die Hoffnung verloren haben, dass er sich doch noch einmal einstellt in ihrem Reden und Handeln. Die keinen Sinn mehr sehen in dem, was sie tun. Die Frage nach dem Lohn ist so nebensächlich nicht. Lohnt sich das, was wir tun? Trägt es etwas aus, dass wir Kirche sind: für diese Welt und uns selber? Oder macht es keinerlei Unterschied, weil unsere Kraft so klein, unser Reden und Tun so zwiespältig ist? Darüber kann man auch verzweifeln. Ich bin in den letzten Jahren etlichen Pastoren begegnet, die sagen: „Mein Sohn soll kein Pastor werden. Meine Tochter studiert hoffentlich nicht Theologie.“ Da hat wohl jemand längst die Sachen gepackt, innerlich jedenfalls. Oder ist einfach unaufweckbar müde. Todmüde.

Vielleicht ist die Zahl derer, die sich über den Weinkeller hermachen, nicht gar so groß. Aber hin und wieder im Wein etwas ersäufen: das kennen wir schon. Wenn der Druck zu groß wird; wenn das Außen und das Innen nicht mehr übereinstimmen; wenn die Angst vor dem eigenen Kirchenvorstand, vor den Konfirmanden, vor Konflikten, vor Zerreißproben in der Familie unerträglich wird. Wenn Pastoren jede ehrenamtliche Mitarbeit versauern lassen. Oder - vielleicht am schlimmsten - die Angst, im Zustand der inneren Leere predigen zu müssen. Wenn die Worte zu trockenen Sägespänen werden.

Oder: gar nicht freiwillig seine Sachen packen; auf der Straße sitzen, wenn man als Diakonin und Diakon die zusammengestückelten Jobs nicht ausfüllen kann, alle unzufrieden sind und man selbst daran kaputt geht.

Und auch das ist nicht so fremd: die Flucht ins religiöse Nebulosum, wo vom Tremendum et Fascinosum der Gotteserfahrung nichts mehr zu

spüren ist. Anleihen machen bei anderen, Zaungast werden bei Buddha & Co, weil man dem Eigenen nichts mehr zutraut und abgewinnen kann.

Was für Leute sind wir, was für eine Kirche? Was ist unser evangelisches Profil, das vielbeschriebene und auch vielbeschriebene? Wer kann es benennen? Gibt es das überhaupt?

Man muss sich eigentlich über die Einstellungspraxis dieses Hausherrn wundern. Was hat er sich da nur für Leute an Land gezogen! Bei Licht besehen taugen sie doch alle nicht so richtig. Haben alle ihre Macken. Versteigen sich oder verträdeln ihre Zeit, verzetteln sich, verdrücken sich. Kein Staat ist mit ihnen zu machen. Eigentlich doch auch keine Kirche. Oder doch?

Der Hausherr definiert und qualifiziert seine Knechte nicht. Nicht dass er sie nicht kennen würde! Genauer, als sie sich selbst kennen. Nur eins möchte er von ihnen: dass sie wach bleiben. Dass sie die Arbeitskleidung anbehalten. Dass sie **ihre** Lichter brennen lassen. Ihre, ihnen zugedachten und übergebenen, kleinen oder großen Lichter. Selig sind sie, wenn sie das tun. Selig sind sie, wenn sie in aller stillen oder lauten Verzweiflung doch nicht daran zweifeln, dass er auf dem Weg zu ihnen ist. Selig sind sie, wenn sie die Fenster und Türen des Hauses offen lassen, damit sie ihn sehen können, wenn er kommt, und ihn hereinbitten.

Und er wird sich die Schürze über seinen Abendanzug binden und wird sie zu Tisch bitten und ihnen dienen, als wäre **er** der Knecht und sie die Herren. - Es wird Nacht sein, immer noch. Keine taghelle, gnadenlose Ausleuchtung aller Fehler und Falten. Wir werden mit unseren Schatten und Schattierungen an seinem Tisch sitzen dürfen.

Und wir werden dieses Bild da anders malen: da wird ein runder Tisch sein. Da werden nicht nur Männer mit Bärten sein, sondern auch Frauen und Kinder, rappende und rockende Jugendliche mit hängenden Jeanshosenböden und schöne alte Frauen. Und Engel werden da sein, ganz sicher. Aber vielleicht doch etwas beweglichere. Es wird ein Fest sein um Brot und Wein, aber nichts aus dem Keller Geklautes und sich selbst Aufgetischtes. Man wird sich das Leben nicht nehmen müssen. Es wird aus seiner Hand kommen. Und er wird viel freundlicher und fröhlicher schauen als auf diesem Bild an der Wand und in den meisten Kinderbibeln.

Und mitten im Fest werden wir uns fragen: Wie konnten wir nur auf die Idee kommen, er wäre weggegangen und ewig nicht wiedergekommen! Er war doch da, die ganze Zeit. Lachte und weinte in uns; brachte neues

Leben in seine Kirche, indem er ihr eine Weile den Geldhahn zudrehte; piff einen Walzer, wenn unsere Gottesdienste zu traurig waren; krümelte den Esoterikern den Weihrauch Israels in die Duftlampe und steckte den Frommen ein verwegenes Tüchlein in die Brusttasche. Er wohnte die ganze Zeit „nah hinterm Zaun“ und sorgte dafür, dass es Abend und Morgen wurde. Er blies den religiös Unmusikalischen seinen Geist ein. Er trug die Sterbenden auf seinen Armen nach Hause. Und er wird den Schatten erlauben, dem Leben Tiefe zu geben.

Lasst eure Lenden umgürtet sein und eure Licher brennen. Er möchte von uns erwartet sein, mehr nicht als das. Das aber von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all unserer Kraft. -

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

Landessuperintendentin Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Aurich